

Predigt über Hebräer 4,14-16

Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, dass er die Werke des Teufels zerstöre – so haben wir zu Beginn des Gottesdienstes gehört: Jesus, etwas ungewohnt, als Zerstörer. Zu Beginn der Passionszeit, in der wir dem Leiden und Sterben Jesu nachdenken, soll das eine Verstehenshilfe sein: die Passion Jesu war nicht nur passives Erleiden, sondern aktiver Kampf: Jesus macht kaputt, was uns kaputt macht. Wir hören das hoffnungsvoll, auch mit Sehnsucht, aber doch auch etwas verzagt, fragen uns beklommen: Ist ihm das gelungen? Hat er das vollbracht?

Wir denken an die großen Gefahren, vor denen die Menschheit ratlos steht, an das Teufelszeug der Atomwaffen und der anderen Massenmordmittel, aber auch an die grässliche Wirkung sogenannter Kleinwaffen in aller Welt; an die Bedrohungen unserer Umwelt, die uns immer wieder auf den selbst verteufelten Gedanken an so etwas wie Selbstvernichtungstrieb, Zerstörungs- und Todestriebe bringen. Wir denken aber auch an unsere eigenen kleinen Lebenszusammenhänge: Wenn wir mit all unserer Mühe gerade das bewirken, was wir verhindern; das vereiteln, was wir erreichen wollten, reden wir nicht ohne Grund davon, dass wir in einen Teufelskreis und darum in Teufelsküche geraten sind. Nicht zu bestreiten ist leider auch, dass es uns immer wieder gelingt, uns selbst und einander das Leben zur Hölle zu machen – sei es durch unsere Taten oder Untaten, sei es durch unsere Unterlassungen, vor allem: unterlassene Hilfeleistungen: das, womit wir einander plagen, geschieht ja selten aus bewusster Bosheit, meist aus Nachlässigkeit, Unaufmerksamkeit, Achtlosigkeit, Bequemlichkeit oder Behäbigkeit. Dass wir einander daraufhin mit unseren entsprechenden und gewiss zutreffenden Vorwürfen auch noch die Hölle heiß machen, macht die Situation nicht besser.

Was hat Jesus bewirkt? Was hat sein Leiden bewirkt?

Vor einer Woche war davon die Rede, dass Petrus versuchte, Jesus sein Leiden auszureden. Petrus ist ja oft im Guten und im weniger Guten Sprecher und Vertreter aller zwölf Jünger. Kurz zuvor hatte er als erster das Bekenntnis ausgesprochen: Du bist der Christus, der Messias, der Sohn Gottes – da war er gewiss im Guten Sprecher der Zwölf, Sprecher auch von uns allen. Doch als Jesus dann ankündigt, er werde leiden und sterben müssen, da widerspricht Petrus, will das verhindern. Auch da ist er Sprecher und Sprachrohr von uns allen, denn gerade Menschen, die Jesus lieben, sträuben sich dagegen, dass er leiden und sterben muss, können sich da ganz andere Arten und Weisen denken, wie der Sohn Gottes die Werke des Teufels zerstört als ausgerechnet die, dass er selbst an der verteufelten Lage der Welt und der Menschen leidet und stirbt. Jesus nennt Petrus daraufhin Satan – wir merken, wir machen es uns zu leicht, wenn wir uns unter dem Satan oder dem Teufel eine Gestalt mit Hörnern und Pferdefuß vorstellen, die wir getrost in die Mythologie oder ins Märchenbuch stecken können. Ein Satan – das ist ein Widersacher, ein Hinderer: einer, der hindern und verhindern will. Was Petrus, stellvertretend für uns alle, hier versucht: Wenn du Gottes Sohn bist, wie ich es ja gerade bekannt habe, dann musst du nicht leiden und sterben; dann hast du doch ganz andere Möglichkeiten. Wenn du Gottes Sohn bist – so beginnen die ersten beiden Prüfungsaufgaben, die der Satan Jesus in der Geschichte stellt, die wir gerade gehört haben. Auch da war Jesus kurz zuvor zum Sohn Gottes erklärt worden und zwar von Gott selbst. Bei seiner Taufe im Jordan hatte eine himmlische Stimme gesagt: das ist mein lieber Sohn. Der Teufel macht nun die Probe: Wenn du Gottes Sohn bist, dann brauchst du doch nicht zu hungern, also zu leiden. Noch beunruhigender der zweite Versuch. Da greift der Teufel selbst zu Bibel, zitiert ausgerechnet aus Psalm 91, aus dem Psalm des heutigen Sonntags Invokavit: Er hat seinen Engeln befohlen, dass sie dich behüten auf allen deinen Wegen, dass sie dich auf den Händen tragen und du deinen Fuß nicht an einen

Stein stoßest. Das ist einer der beliebtesten Teile des Oratoriums „Elias“ von Felix Mendelssohn Bartholdy, das ist auch einer der beliebtesten Taufsprüche. Doch das bloße Zitieren der Bibel – es steht geschrieben! –, das kann auch vom Teufel sein.

Wenn du Gottes Sohn bist – das erinnert an die Stimmen kopfschüttelnder Zuschauer bei der Kreuzigung Jesu: wenn du Gottes Sohn bist, dann steig herab vom Kreuz; dann mußt du nicht leiden und sterben. Dieses „Wenn du Gottes Sohn bist“ umrahmt die Passionszeit von Invokavit bis zum Karfreitag. Es ist nicht die Stimme einer mythologischen Figur, es ist die Stimme der Menschen am Kreuz, es ist auch die Stimme des Petrus, der Jesus seinen Leidensweg verwehren will, und darin unser aller Stimme, jedenfalls eine Stimme in uns. Andere hat er befreit, sich selbst kann er nicht befreien, sagen die Zuschauer bei der Kreuzigung. Das klingt zwar spöttisch und höhnisch, ist sicher auch so gemeint, aber es stimmt: Jesus ist der Mensch, der ganz und gar nur dafür da ist, andere zu befreien, alle anderen; der nichts für sich selbst erreichen will, darum sich selbst nicht befreien kann, anders als der Satan, Petrus, die Leute unterm Kreuz und auch wir es ihm nahelegen. Hat er andere, hat er uns befreit? Wovon und wofür?

Wegen seines Lebens ganz und gar für andere wird Jesus im Hebräerbrief mit einem Hohenpriester verglichen, dessen Aufgabe es ist, bei Gott für sein Volk einzutreten. Der Hohepriester mußte freilich erst einmal sich selbst reinigen, für seine eigenen Vergehen Opfer darbringen, ehe er stellvertretend für sein Volk opferte. Das, sagt der Verfasser des Hebräerbriefs, ist bei Jesus anders: er ist ohne Sünde, ohne jede Trennung von Gott, ist ganz und gar mit Gott verbunden, wie er ganz und gar für andere lebt. Und für andere stirbt – der Autor deutet den Tod Jesu als priesterliches Eintreten bei Gott für sein Volk, aber auch für uns, für Menschen aus den anderen Völkern. Sein Tod ist tätige Fürbitte. In unserem heutigen Predigttext sagt er, was das für uns bedeutet:

Da wir nun einen großen Hohenpriester haben, der die Himmel durchschritten hat, Jesus, den Sohn Gottes, lasst uns festhalten am Bekenntnis. Nicht haben wir nämlich einen Hohenpriester, der nicht mitleiden kann unsere Schwachheiten, sondern einen, der in allem genauso geprüft worden ist – ohne Sünde. Lasst uns also mit Freimut zum Thron der Gnade schreiten, damit wir Erbarmen empfangen und Gnade finden – Hilfe im richtigen Augenblick.

Jesus, der Sohn Gottes, wurde ein Mensch wie wir, hat durchgemacht, was vielleicht nicht alle, aber viele Menschen durchmachen müssen, wurde in allem genauso geprüft, versucht. Doch ohne Sünde – Jesus ließ sich nicht von Gott abbringen, ließ sich nicht dazu bringen, sich selbst zu befreien, sich selbst zu helfen und zu retten. Jesus ist so die Gegenfigur zur vorherrschenden Wirtschaftslehre mit ihren zynischen Leitsätzen: Wenn jeder an sich denkt, ist an alle gedacht; wenn jeder sich selbst hilft, ist allen geholfen. Dass er gerade da ganz anders ist, befähigt ihn dazu, die Werke des Teufels zu zerstören. Wichtiger aber ist dem Briefschreiber eine andere Fähigkeit Jesu: seine Fähigkeit, mit uns mitzuleiden – wir haben nicht einen Hohenpriester, der nicht dazu fähig ist mitzuleiden. Seine Deutung der Leidensgeschichte ist: Jesus leidet mit uns mit.

Auch wir sind ja, Gott sei Dank!, fähig zum Mitleiden: wenn andere Menschen leiden, leiden wir mit, wenn auch bei manchen Leidenden mehr als bei anderen. Doch entdecken wir dabei immer wieder, dass es sich bei unserem Mitleiden um hilfloses Mitleid handelt: dass wir das Leid der anderen zwar teilen, aber nicht ändern können. Unser Briefschreiber meint, das sei mit dem Mitleiden Jesu anders. Er hat als unser Vertreter Sitz und Stimme bei Gott. Er vertritt da auch unsere Schwachheiten. Auch wenn wir finster, verteufelt schlecht dran sind, uns von unseren Mitmenschen, von allen guten Geistern verlassen fühlen, können wir gewiss sein: wir sind nicht gottverlassen, weil wir da nicht jesusverlassen sind. Jesus kennt Finsternis aus eigener Erfahrung. Hat er aber dadurch die Werke des Teufels zerstört, all der lebensfeindlichen

Kräfte und Stimmen in uns selbst und um uns herum? Jedenfalls begrenzt er ihre Wirkung. Das Ziel solcher Kräfte und Stimmen ist ja, uns von Gott, der Quelle des Lebens, abzubringen und abzuschneiden. Jesus verhindert zwar nicht, dass das geschieht, aber er erschwert es, indem er als unser Vertreter, als mit uns mitleidender Hoherpriester uns mit Gott verbindet.

Der Briefschreiber zieht aus dieser Situation zwei Folgerungen, die beide Selbstaufforderungen sind. Zum einen: lasst uns festhalten am Bekenntnis. Der Hebräerbrief ist an Christen der zweiten oder dritten Generation gerichtet. Der Enthusiasmus, die Begeisterung der frühen, der Anfangsjahre ist da schon etwas gedämpft. Die Menschen fragen sich verzagt und bedrückt, was sich seit Jesus und durch Jesus eigentlich geändert hat. Manche bleiben inzwischen sogar, so hören wir erschüttert in diesem Brief, den Versammlungen, also den Gottesdiensten fern. Diesen verzagten, allzu ernüchterten Geschwistern, also auch uns, schreibt der Verfasser nun nicht, dass doch schon alles erreicht ist; dass der Sohn Gottes alle teuflischen Machenschaften zerstört hat, was ja offensichtlich nicht der Fall, jedenfalls nicht offensichtlich der Fall ist. Sondern er schreibt, dass wir Gründe zum Hoffen haben. Er vergleicht die Situation der Gemeinde mit der Wanderung Israels durch die Wüste: schon aus der Sklaverei befreit, aber noch nicht angekommen im verheißenen Land, im Reich der Freiheit. Er will erreichen, dass wir da nicht murren und zetern und womöglich ins vertraute Elend zurückwollen. Sondern: lasst uns festhalten am Bekenntnis. Zu sagen: Jesus ist der Sohn Gottes – das ist noch kein Bekenntnis, weil das mit uns nichts zu tun haben muss. Zum Bekenntnis wird der Satz erst, wenn wir mit unserem ganzen Leben darauf setzen, darauf hoffen, dass in dem menschengewordenen Sohn Gottes sich Gottes Menschlichkeit zeigt, der wir trauen, uns anvertrauen können. Festhalten am Bekenntnis, das ist auch: sich festhalten am Bekenntnis.

Die andere Selbstaufforderung: lasst uns mit Freimut zum Thron der Gnade schreiten, damit wir Erbarmen empfangen, Gnade finden, Hilfe im richtigen Augenblick. Freimut – das hat mit Freiheit und Offenheit zu tun, ist das Gegenteil von ängstlicher Verzagtheit, das Gegenteil auch von dem Menschen, der sich verschämt und verlegen vor Gott versteckt, wie wir es vorhin aus dem ersten Buch Mose hörten. Mit Freimut, ganz unängstlich sollen wir Gebrauch machen von der Verbindung, die Jesus zwischen uns und Gott hergestell, den Weg beschreiten, den er gebahnt hat. Der Ort, der Sitz Gottes – das ist gewiss sein Richterstuhl, vor dem wir uns verantworten, seine Fragen beantworten müssen: Mensch, wo bist du? Wo ist dein Bruder? Was hast du getan? Doch gerade sein Richterstuhl ist ein Thron der Gnade, wo wir Erbarmen und Gnade finden, Hilfe, wenn und wo wir sie brauchen. Wir haben darum keinen Grund, uns vor ihm zu verstecken, sondern gute Gründe, mit Freimut auf ihn zuzugehen.

So halten wir allen Widersachern, allen inneren Widerständen, allen äußeren Widrigkeiten und Widerwärtigkeiten zum Trotz am Bekenntnis fest: Ja, Jesus siegt! Wir glauben es gewiss, und glaubend kämpfen wir. Wie du uns führst durch alle Finsternis, wir folgen, Jesu, dir. Denn alles muss vor dir sich beugen, bis auch der letzte Feind wird schweigen. Der letzte Feind, so sagt es Paulus, ist der Tod.

Amen.